

**Aus der Woche.**

Welt und Leben unter der Lupe eines kritischen Betrachtung.

**Ungerecht verurtheilt?**

(Chicago Abendpost.)

Das „Hosiannah“ — steinigt ihn, zieht sich wie ein rother Faden durch die ganze Menschengeschichte. Wie Menschen gegenüber, so wird es, stärker oder schwächer, früher oder später auch gegen alle menschlichen Eigenschaften und Entdeckungen, Einrichtungen und Arbeiten laut. Und es wiederholt sich häufig genug, wenn nicht immer, bis endlich nach mehrfachen Hin und Her zwischen den beiden Extremen der richtige Weg gefunden ist oder scheint. Es ist noch gar nicht so lange her, daß man in der Verewidung von Präservativmitteln zur Konfervierung von Fleisch und sonstigen Nahrungsmitteln einen großen Fortschritt sah. Bor- und Salzsaure usw. wurden in den Himmel gehoben, weil sie durch ihre erhaltende, säunlichperhindernde Wirkung große wirtschaftliche Verluste und die Verunstaltung von Menschen durch in Säunlich übergehende „verdorbene“ Nahrungsmittel verhüten. Das war das „Hosiannah“. Das Steinigt ihn“ folgte auf dem Fuße. Es hat jetzt rund zehn Jahre lang das Wort gehabt. Nachdem es zur Zeit des spanischen Krieges mit einem machtlosten „Fusch“ einlegte, ist es unermüdet wiederholt, in allen Tonarten parodiert und gewissermaßen zum Leitmotiv einer großen nationalen Symphonie gemacht worden. Die einmal wegen ihrer säunlichperhindernden Macht so als Giftstoffe gerühmt und als Wohltäter und Krankheitsüberträger gepriesenen Konfervierungsmittel waren nunmehr Giftstoffe: erkrankten und die Nahrungs- mittel begeben, dem ahnungslosen Verbraucher zu einem frühzeitigen Tod zu verurtheilen. Jedes chemische Konfervierungsmittel war vom Uebel und nur Uebel und bedingungslos zu verdammen. Von allerhöchster Stelle aus wurde es verurtheilt und ausdauernd wiederholt; wer etwas gegen wollte, stimmte ein, und das Publikum mußte es glauben, ob es wollte oder nicht, kann doch häufige Wiederholung selbst die reine Lüge zu „Wahrheit“ machen.

Die Nation hat ihr den Präservativmittel feindliches Nahrungsmittelgesetz, und die Behörden räumen sich der gewissenhaften Durchführung desselben, aber schon scheint der Wendel zurückzuschwingen zu wollen. Auf der Konvention der amerikanischen „Fleischverpacker“ hielt ein Dr. Robert G. Eccles von Philadelphia eine Ansprache, in der er mit beifolgender Satire über die Verpönung der Präservativmittel in der Nahrungsmittelindustrie sprach — und seine Bemerkungen blieben unumwidert. Vielleicht nur, weil man nicht darauf vorbereitet war, vielleicht aber auch, weil man erkannte, daß man auch hier wieder einmal das Kind mit dem Bade ausschüttete. Jedemfalls hat es etwas für sich und gibt zu denken, was Dr. Eccles sagte: „Eine Mehrheit der Todesfälle dieses Landes werden verursacht durch Nahrungsmittel, die mit Säure oder Alkali verunreinigt sind. Kein Geringerer als Dr. Wiley der Vorsteher des Bundesdepartements, dem die Durchführung des „Pure Food“ Gesetzes zusteht, erklärt, daß hunderte Todesfälle von Bromaldehyd-Verunreinigungen — verursacht werden. Dr. Wiley geht aber keineswegs weit genug. Viele Todesfälle sind Nahrungsmitteln zu danken, die mit Typhus, Scharlach, Diphtheritis und Malariaerkeimen durchsetzt sind, und diese könnten verhütet werden durch verständnisvolle Behandlung mit Präservativen.“ Jene Keime fanden Verbreitung durch Wind, Wasser, schmutzige Finger, schmutzige Geld und schmutzige Kleider, und so lange es nicht möglich von aller Milch und allem Fleisch fernzuhalten, solange mühten sie krankheitsregend wirken. Alle Mergel, die die Frage und alle Umstände gewissenhaft studierten, stimmten darin überein, daß die Präservativmittel ungefährlich und notwendig seien. Dr. Wiley möge seine „Versuchsanstalten“, an denen die angebliche Schädlichkeit der Konfervierungsmittel nachgewiesen werden sollte, in dem Maße, wie er sie mit Präservativmitteln ibr, mit Salz u. Essig „füttern“ und er werde ähnliche Wirkungen beobachten können; wenn er dann aber die Essig und Salzgaben verringerte bis auf die Mengen, in denen Präservativmittel der Nahrungsmitteln beigegeben sind, so wird er sich zu überzeugen, daß sie von Säunlich zu beunruhigen, dann würde er merken, daß durch sie die Leute ebenso wenig geschädigt werden, wie durch die so konfervierten Fleischwaren.

Das verschiedene der bekannten „Präservativ-Mittel“ in geringen Mengen zur Nahrung — die aber doch tödlich genug sind, auf „vernünftige“ Zeit die Säunlich zu verhüten — dem menschlichen Organismus keinen erkennbaren Schaden zufügen, scheint erweisen; ob sie in solchen Mengen auch Typhus- und Diphtheriekeime u. s. w., mit denen die zu bedenklichen Nahrungsmittel „beladen“ sein mögen, abtödtet, das ist eine Frage, über die die Wissenschaft entscheiden muß, sofern sie sich darüber nicht schon einig ist. Der Uebel hat femitüdt darüber, aber das leuchtet ihm ein, daß eine absolute Keimfreiheit der Nahrungsmittel von solchen Zeuchen-

keimen nicht zu erwarten ist, sofern die Reime durch Luft, Wasser, schmutzige Hände und Kleider u. s. w. den Nahrungsmitteln zugeführt werden können. Es mag sein, daß die zu jealicher Fernhaltung von deraichen etwa nötige Abkühlung, Luft- und Wasserfiltration usw. möglich ist, es scheint aber gewiß, daß die Kosten aller Nahrungsmittel enorm erhöhen müßte, und an die dazu ferner unerläßliche Arbeit der Herstellung, Zubereitung und Handhabung verwandten Arbeitskräfte wird so leicht kein Mensch glauben können. Wenn Beigaben von „Präservativmitteln“ in zuverlässig unschädlichen Mengen auch vor der Seuchenkeimgefahr schützen, dann scheint die Gefährlichkeit auf diesem Wege jedenfalls leichter erreichbar als auf dem anderen Wege.

Ob Dr. Eccles mit jenen Behauptungen recht hat oder nicht — die Wahrheit sagte er wahrscheinlich, als er erklärte: „Alle diejenigen, deren Lohne es ist, für die Gallerie zu spielen, stehen gegen die Präservativmittel aufmarschirt. Sie verweigern der Wahrheit Gehör, die sich mit ihrer Selbstschamerei nicht verträgt. Es ist ihr Streben und Entzücken, das Publikum glauben zu machen, daß es von irgend jemandem beraubt oder vergiftet wird.“ Des Spiels für die Gallerie haben wir in den letzten Jahren übergenug gehabt auf allen Gebieten. Es ist Zeit, daß wieder einmal das besonnene, nüchterne Urtheil — die Wahrheit — das Wort erhält.

**Der erste deutsche Zeitungsredakteur.**

Gelegentlich des internationalen Presse-Kongresses ist an eine Gestalt aus den Anfängen des deutschen ZeitungsweSENS erinnert worden, an einen gelehrten Schulmann und Poeten, den Rektor des Breslauer Magdalenen-Gymnasiums Christian Gryphius, den Sohn des berühmten Dichters Andreas Gryphius. Er darf den Ruhm für sich in Anspruch nehmen, der erste deutsche Zeitungsredakteur gewesen zu sein. In Breslau hatte man schon im Jahre 1657, also noch im ersten Jahrzehnt nach dem westfälischen Frieden, den Schülern der ersten und zweiten Klasse des Elisabeth-Gymnasiums die wöchentlichen Zeitungen am Samstagsnachmittag vorzulesen. Gryphius wurde hierdurch später veranlaßt, ein paar Primaner seines eigenen Gymnasiums zur Herstellung einer Zeitung zu veranlassen, die er selbst leitete. Sie erhielt den Namen: „Relationes“ (später Ephemerides) hebdomadae Bratislavenfis. Die Nummer umfaßte vier Quartblätter. Die Zeitung wurde von dem Verleger Sephel herausgegeben, der den „Ordinari-Zeitungs-Courier“ und den „Breslauer Mercurius“ verlegte. Der Stoff für die lateinische Zeitung wurde aus den beiden deutschen Blättern Sephels entnommen. Rahmen aber diese jedenBericht einfach auf, den sie betamen u. veröffentlichen durften, so wählte Gryphius dagegen für seine Zeitung den Stoff aus, sich die Wiederholungen fort, arbeitete aneinander ergänzende Mittheilungen zusammen, fuzt, er redigirte die „Relationes“. Die erste wirklich redigirte deutsche Zeitung in lateinischer Sprache hatte freilich nur ein kurzes Dasein. Nach einem Jahr scheint sie sanft entschlafen zu sein, wahrscheinlich weil sich die Abonnenten nicht in der erforderlichen Zahl eingestellt haben.

**Die türkischen Prinzen.**

Konstantinopel, 11. Sept. Man hatte bisher kaum gewagt, daß 19 Prinzen des Hauses Osman am Leben sind. Die alte Zeit hatte die Armen hinter die Gitter ihrer Käfige verbannt, die nicht einmal immer golden waren. In bescheidenen Landhäusern in der Umgegend der Stadt hausten die Prinzen unter Bewachung eines Hauses von Spionen. Sie waren weder Herren ihrer Zeit noch ihres Umganges. Ihre Spazierfahrten — geben durften sie nicht — waren genau geregelt, und zwar so, daß sie einander nicht begegneten. Von einem Rudel widerlich aussehender Gesellen begleitet, sollte dann der Wagen mit dem theilnahmslos aussehendenManne auf einsamen Wegen dahin. Durch einen Gruß konnte man sich verächtlich machen, und wenn man Härte und Roschlim war, so konnte ein Gruß eine Handbewegung, die Verbannung in ferne Gegenden zur Folge haben. Mit Christen durfte man nichts vorfichtiger umgeben. Von oben her wurde bestimmt, welche Gräber die Kinder der Prinzen zu unterrichten hatten; der Verkehr mit Europäern war streng verboten, sogar Jahnärgen und Kerzinnen hielten unangenehme Erlebnisse in den prinzipialen Dürfern. Zu dem Schiffsabgibt des Sultans erschienen nur die Söhne des Sultans und auch sie nicht ausnahmslos. Der Prinz, wie er auch hieß, war stets Gegenstand des Argwohnens, als ob in seinem Hause weiter nichts arban würde, als Pläne gesponnen zur Ermordung oder Ablegung des Sultans. Es ist früher öfter hier von diesen Dingen die Rede gewesen, aber es mag vielleicht übertrieben erscheinen sein. Heute nun, da die Freiheit verkündet ist, ist auch den bedauernswürdigen Prinzen die Freiheit gegeben worden. Nicht selten sieht man jetzt in der Stadt den Wagen eines Prinzen von niemand begleitet;

man sieht die Prinzen zu Fuß, steht sie in der Sophien-Moschee, im Bazar, auf den Zinsen, im Theater und Koncert, auf dem Kasinohofe und dem Exercirplatz. Die eifrigsten Touristen der Hauptstadt sind die Prinzen; sie haben alles noch zu entdecken! Eine neue Welt that sich vor ihnen auf, wie einem Blinden, der sehend wird. Es heißt, daß die meisten jüngeren Prinzen in ihrer Bildung vernachlässigt seien, daß sie eine erklärliche Scheu vor der Öffentlichkeit noch nicht abgelegt hätten, und etwas oberhin hört man das Urtheil, daß bedeutende Männer sich unter den neunzehn Prinzen überhaupt nicht befinden. Es ist wohl einleuchtend, daß auch die Prinzen schließlich die Ergebnisse der auf sie wirkenden Umstände wurden, und diese Umstände waren für alle ausnahmslos ungünstig. Die Freiheit der neuen Zeit kann noch ausgenützt werden, um manche Lücke zu füllen und sich an erprießliche Thätigkeit zu gewöhnen. Am meisten werden die Namen folgender Prinzen genannt: 1. Reshad, geboren 1844, Bruder des Sultans Abdul Hamid. Er wird als Thronerbe betrachtet, ohne daß er indessen dazu ernannt worden wäre. Irgend eine Beschäftigung in Dienste des Staates hat der Prinz niemals gehabt. 2. Yusuf Medid, geboren 1857, ältester Sohn des Sultans Abdul Affis. Er hat früher aktiven Dienst im Heere gethan und gilt als fortschrittlich gesinnter arbeitsfreudiger Mann. Als die Verfassung verkündet worden war, brachte man ihm in Tschamilscha bei Stutari eine Rundgebung, wobei orafelhast Es über der Badischah gerufen wurde. 3. Abdul Medid, geboren 1859, zweiter Sohn des Sultans Abdul Affis. Er hat kürzlich Zeitungsmänner empfangen und sich recht freimüthig geäußert. Einen Tadel, den ihm der Großwesir dann übermitteln ließ, wies er mit Leidenschaftlichkeit und mit der Anschuldigung, daß der Großwesir Kiamil Pascha ein fanatischer Reaktionsär sei, zurück. 4. Burchan ed Din, geboren 1855, dritter Sohn des jetzigen Sultans. Er gilt als intelligent und brauchbar. Er ist bekanntlich der Lieblingssohn des Sultans. 5. Selin, geboren 1870, ältester Sohn des jetzigen Sultans. Er ist früher gar nicht hervorgetreten, soll jetzt aber besonders Eifer in militärischen Dingen zeigen. Von den andern Prinzen hört man weniger sprechen. Es ist der Wunsch der besten Offiziere des Heeres, daß die Prinzen sich dem Waffendienste widmen. Neulich sagte der Kommandirende des I. Armeekorps, General Mahmud Nubar Pascha, am Schlusse der Besprechung einer kleinen militärischen Lebung, daß er mit großer Freude zwei türkische Prinzen auf dem Lebungsfelde begrüßte. Das Heer hoffe, daß es oft diese Freude haben werde, denn solange die Sultane und die Prinzen das Heer begleitet hätten, wären türkische Heere stets siegreich gewesen. So solle es auch in Zukunft nach der Wiedergeburt des Vaterlandes sein. Amin, murmelten die Offiziere, die einen weiten Kreis um ihre Kommandeure und die beiden Prinzen bildeten.

**In Wasser und zu Lande.**

Eine Entscheidung, die an sich ganz selbstverständlich sein müßte, aber notwendig war, um den Silberfischern am Naturalisationsgesetz einen irigen Standpunkt zu benehmen, hat dieser Tage Richter Ward im Bundesgericht abgegeben. Es handelt sich um einen gewissen Max Schneider, der im Jahre 1884 in Sachsen geboren, am 1. November 1902 in New York landete und nun, nachdem er schon im Jahre 1905 sein erstes Papier herausgenommen, um das volle Bürgerrecht ersuchte. Der junge Mann ist Elektriker und hat vier Jahre auf dem Bundeskriegsschiff „Wasp“ gedient, von dem er mit ehrenvollem Abschied entlassen wurde. Als er im Bundesgericht sein „zweites Papier“ verlangte, erhob der Bundes-Districts-Anwalt Einwand und lief sich auf den Wortlaut des Gesetzes, demzufolge der Geschwister durch zwei Frauen beweisen müßte, daß er fünf Jahre in den Ver. Staaten unsäglich gewesen. Da Schneider inzwischen auf See gewesen, konnten die Zeugen nicht teilern, daß er während der ganzen fünf Jahre landtäglich gewesen sei, worauf der spitzfindige Anwalt seinen Protest begründete. Richter Ward war jedoch in seiner Entscheidung durchaus anderer Ansicht und bewilligte Schneider ohne weiteres das Bürgerrecht. Der Applicant sei, so heißt es in der Entscheidung, etwa am 1. November 1902 von Liverpool aus hier gelandet und habe sich hier niedergelassen. Dann sei er an Bord des Kriegsschiffes „Wasp“ gegangen und bringe jetzt eine ehrenvolle Entlassungsurkunde nach vierjähriger Dienstzeit bei. Während er auf dem Schiffe diente, habe er am 26. Dezember 1905 sein erstes Papier herausgenommen und dann am 3. Juni 1908 um das zweite Papier nachgesucht. Die Mutter des Applicanten sei im Laufe eines der Zeugen anwesend, der behaupte, daß er ihn seit dem Tage der Landung kenne. Als er auf dem Kriegsschiff diente, habe er keine Mutter stets beim Urlaub besucht und auch häufig mit ihr in brieflicher Verbindung gehalten. Der zweite Zeuge habe ausgesagt, daß er den Applicanten länger als fünf Jahre kenne, bei der Herausgabe des ersten Papiers gewesen sei, mit ihm korrespondirt und

ihn auch mehrfach bei seinem Urlaub hier gesehen habe. „Ein Seemann“, heißt es dann weiter, „der seinen Wohnsitz erworben hat, gibt ihn nicht dadurch auf, daß er auf See geht. Das Wort „andauernd“ kann nicht wörtlich genommen werden, da sonst ein Bewohner von New York sein Recht verziehen würde, wenn er während der ersten vier Jahre seines hiesigen Aufenthalts eine Reise nach Europa oder in dem Jahre vor dem Einreichen seines Naturalisations-Gesuches einen eintägigen Abstecher nach New Jersey machen würde. Man kann nicht verlangen, daß die Zeugen den Applicanten jeden Tag und jede Minute eines jeden Tages Jahre lang gesehen müssen. Ihre diesbezügliche Kenntniss muß sich nach der Beschäftigung des Applicanten richten. Im Falle eines Seemanns wissen sie alles, was man bei dem Beruf eines Seemanns verlangen kann, wenn sie aussagen, daß er hier gelebt hat, bevor er zur See ging, daß er von Zeit zu Zeit bei Werdigung seiner Reisen hierher zurückkehrte und daß sie mit ihm korrespondirt. Das alles trifft in dem vorliegenden Falle zu.“ Und dazu kann noch beigefügt werden, daß der Seemann, der auf einem Schiffe seines Heimathlandes fährt, sich jederzeit auf heimischem Boden befindet. Die Fiaage beweist seine Nationalität. Und wer auf einem Kriegsschiff der Ver. Staaten Dienst thut, befindet sich sicherlich jederzeit, und wenn er mit dem großen Geschwader über den Stillen Ozean, nach Australien, China und Japan fährt, auf amerikanischem Boden und unter Jurisdiktion der Ver. Staaten.

**Britische Luft.**

Eines der bedeutendsten Ereignisse unserer Zeit, dieser internationale Kongreß in Washington, auf dem die Frage nach den besten Mitteln zur Bekämpfung der Tuberkulose von den erfahrensten Aerzten der Welt erörtern ist. Alle möglichen Mittel, Serums und Antitoxins wurden vorgelegt und besprochen, ihre Erfolge in der Vergangenheit nachgewiesen und ihre Verwendbarkeit in Zukunft erörtern. Das die Meinungen nicht immer und über alles einig waren, das ist bei einer so schwierigen Frage nicht anders zu erwarten, aber in einem Punkte standen alle einmüthig in der Schlusfolgerung aus allen bisher angewandten Kampfweisen: frische Luft und Leben im Freien sind die vornehmsten Mittel in der Bekämpfung des schlimmsten Feindes menschlichen Lebens. Das ist ja wohl an und für sich keine neue Entdeckung, allein daß sie diesmal von einer so maßgebenden Versammlung Sachverständiger anerkannt wird, das gibt ihr ein besonderes Gewicht, dem sich wohl auch die beugen werden, die sich bisher kampfbest gegen die frische Luft und den Sonnenschein getraut haben. Vor einem halben Jahrhundert noch war auch die Wissenschaft nichts weniger als einig in der Anerkennung der Heilkraft der frischen Luft. Wurde doch sogar einem Dr. George Bodington seine Frischluftheilanstalt im Jahre 1840 von obrigkeitlichen Seiten geschlossen, weil man offiziell der Ansicht war, daß nichts schädlicher für Schwindel und alle Lungen-, Hals-, Nachen- und Nasenleiden sei als frische, am Ende vielleicht gar noch kalte Luft. Mit dieser veralteten Ansicht hat nun freilich die Wissenschaft gründlich aufgeräumt, die Natur als größte Helferin im Kampfe gegen die heimtückische Krankheit anerkannt und in ihre Rechte eingesetzt. Schwer, sehr schwer wird es aber trotzdem sein, der unwissenschaftlichen Menschheit klar zu machen, was ihr wohlthut und sie zur Annahme von Luft und Licht zu bringen. Der Mensch ist eben ein Gewohnheitstier, und zwar ein recht hartnäckiges und widerhaariges, das sich mit Händen und Füßen sträubt, Vernunft anzunehmen. „Im Gotteswillen, die Fenster zu“ heißt die Losung, und jeder Husten, jeder Schnupfen wird auf den „Jug“ geschoben. Das gerade dieser vielverleumdete Zug ein großer Freund der Schnupfen und ähnlicher Batterien ist, davon läßt man sich nicht überzeugen. Man schlägt die Fenster bei Tag und bei Nacht, atmet die Stickluft der heimlich verschlossenen, schlecht gelüfteten Wohn- und Schlafzimmer ein und wundert sich, daß man den Schnupfen oder Husten nicht los wird und sich Morgens beim Erwachen nicht geästert, sondern geschwächt fühlt. Der Werth der tüchtigen, gründlichen Durchlüftung auch der Schlafzimmer wird ja nach und nach in immer weiteren Kreisen erkannt, aber gegen das Schlafen beim offenen Fenster oder gar auf offener Veranda werden sich doch noch ungemein viele Leute, und Wissenschaft und Vernunft werden noch einen schweren Stand haben, bis sie die Menschheit dahin bringen werden, daß sie einleuchtet, was ihr auf that, und sich danach richtet. Jede Tugend wird mit Dämonen bekämpft und mit Eifer befolgt, aber der Vernunft schlägt man die Tür vor der Nase zu. Selbst durch Schaden werden die Menschen nicht klug. (W. V.)

**Wohl zu mader, auch der Herme, ist schon im eigenen Wagen gefahren, wenn auch nur in dem, den seine Mutter geklauten.**

**Haus- und Landwirthschaft.**

Stoffe die in der Wäsche lassen sich schwer entfernen. Man wache das Stück zunächst in scharfer Seifenlauge und lege es zum Bleichen in Wasser, dem etwas Wasser-Superord zugelegt wurde, um es zuletzt in Wasser mit Zusatz von 1 Prozent Schwefelsäure zu spülen. Da Säuren sehr scharf und giftig sind, hüte man sich, mit wunden Händen an diese Arbeit zu gehen.

Marmor tritt. Neun Theile fein gepulverte, gebrannte Ziegelerde werden mit einem Theil gefiebter Bleiglätte innig gemischt, und die Mischung mit Keimöl so verarbeitet, daß sie die Konsistenz eines Pflasters hat. Die zu überziehenden oder zu verbindenden Flächen werden oberflächlich mit einem Schwamm befeuchtet, damit sich das Öl nicht in den Stein einzieht, und dann der Kitt aufgetragen. Mit demselben können Terrassen überzogen und Bassins bedeckt werden; sollten sich Ritze in dem Ueberzug bilden, so kann man diese leicht mit neuer Masse füllen.

Das Konfervieren der eingemachten Vorräthe. Manche Hausfrauen verderben regelmäßig die Vorräthe, die sie mit so vieler Sorgfalt eingekocht und eingelegt haben, so daß sie alle Freude an dieser Hausfrauenfähigkeit verlieren und ihren Vorrath an Konerven lieber fertig aus der Fabrik beziehen. Das aber ist sehr schade; denn die Herstellung des Eingemachten in häuslicher Runit nach altbewährten Rezepten ergibt nicht nur viel schmackhaftere Resultate, sondern unter allen Umständen die Gewähr peinlicher Sauberkeit und sorgfältiger Auslese. Namentlich bei Beerenfrüchten wie Preiselbeeren fällt das ins Auge. Das Verderben der Eingemachte, die nicht in Dunt gekocht sind, liegt in manchen Jahren am Dbst selbst, und die Hausfrau ist nicht verantwortlich dafür. Alles Eingemachte verlangt einen frohfreier, aber kühlen, nicht sonnigen Standort. Helligkeit verändert die Farben aller Konerven, die in Gläsern eingelegt sind, und das wirkt bei empfindlichen Leuten auch auf den Geschmack ein. Man kann da übrigens leicht durch ein Bedecken mit einem leichten, dunklen Tuch nachhelfen, das schützt in kühlem Zimmer auch gegen Frost. Ein ganzes leichtes Gerichten der Vorräthe hat schon sicheres Verderben im Gefolge. Ungenügende Aufmerksamkeit wird auch oft dem Herausnehmen des Obstes geschenkt. In jedem Kochbuch kann man lesen, daß es mit silbernem Löffel gehoben soll. Zeigt sich Schimmelbildung, so muß das Obst sorgfältig frisch aufgekocht werden. Da es dabei gewöhnlich auch eingedockt erscheint, legt man etwas frischen Essig und Zucker zu. Gurkenfleisch schimmelt leicht, wenn man keinen reinen Essig benutzt oder gar ungekochtes Wasser zugelegt hat. Sind die Gurken nicht weich geworden, so sind sie noch zu retten, wenn man sie in gutem Essig abwäscht und dann mit reinem, reinem, gekochtem Essig ohne Wasserzusat von neuem einlegt. Bei manchen eingemachten Früchten, z. B. Tomaten in Salzwasser, schadet übrigens eine Schimmelhaut gar nichts, im Gegenteil, sie wirkt als hermetischer Verschluss, unter dem sich die Früchte tadellos halten. Man entfernt sie dann immer nur, wenn man Tomaten herausnimmt.

Eisen oder Metall ver-tittet man in Stein am besten mit einer Masse aus zwei Theilen pulverisiertem Lehm und einem Theil Vorappulver, denen so viel Wasser, als zu einer teigartigen Konsistenz erforderlich ist, zugefügt wird. Gips oder Cement „treiben“, das heißt sie vergrößern beim Trocknen ihr Volumen und sprengen auf diese Art leicht den Stein an den Kändern der Löcher ab.

**Kitt für Glas und Porzellan kann man bereiten, indem man etwas frischen Käse (Quart) mit gebranntem, gelblichem Kalkpulver zu einem steifen Brei verreibt. Da dieser Kitt rasch hart wird, so muß er jedesmal frisch bereitet werden. Auch frisch polirter Kalk, mit Eiweiß gemischt, gibt einen vorzüglichen Kitt.**

**Angestellte Stellen an Messern und Gabeln befreit man mit Petroleum und reibt sie dann mit beitem feinem Sande oder Steinfeilenmasse ab. Letzterer ist bei Fischmessern vorzuziehen, weil sich feingefiebter Sand auf den Stahlfingern Schrammen hinterläßt.**

**Schmiermittel für Schubwelle. Das billigste, um solches geschmeidig zu erhalten, wäre Schweinest, Wirtflames, aber ungleich ideueter, ist Ricinusöl, dem man 1-2 Prozent in Alkohol gelöstes Jamin zusetzen kann, um den durch atmosphärische Einwirkung verurachten Oerth der Feder wieder zuzuführen. Ueber die Wirksamkeit des genannten Öls ist die Erinnerung sehr getheilt.**

**Wohl zu mader, auch der Herme, ist schon im eigenen Wagen gefahren, wenn auch nur in dem, den seine Mutter geklauten.**

**Ruffeichungsmittel für schmutzige Kleiderstoffe. Wenn schwarze Kleiderstoffe aus Leinwand oder Baumwolle durch An-**

gezes Traagen grau und unansehnlich geworden sind, verschaffe man sich ein paar Hände voll Epheublätter und solche davon einen Abtuh, in dem man die betreffenden Stoffe ohne Seife auswäscht. Es empfiehlt sich, sie vorher eine Nacht in der Flüssigkeit liegen zu lassen. Ungetrennte Garbentücher, wie Herrenkleider oder Tischdecken, sind mit sauberer Bürste dem Striche des Gewebes nach tüchtig feucht auszubürsten, wobei man Flecke und ergraute Röhre besonders vorzunehmen hat. Auch für grau gewordene schwarze Strümpfe ist dieses Auffrischungsmittel zu empfehlen, ebenso für schwarze Werten, Schnüre, Besamungen usw., die nach dieser Behandlung wieder tiefschwarz erscheinen. (Man plättet die Sachen halbflecht von links.)

Hartes Fleisch schnell weich zu machen. Um ein Fleischstück in kürzerer Zeit weich zu machen, braucht man nur auf 1 Pfund Fleisch 1 Eßlöffel guten Kornbranntwein hinzuzugeben. Sogar bei Fleischstücken von alten Thieren hilft das Mittel. Von Brantweinengeschmack ist nichts zu merken.

Säulen und Apfels lassen sich am unerscheitsten aus der Form herausheben, wenn diese vor dem Einfüllen der Säule eine Zeitlang mit kaltem, mit etwas Salz vermishtem Wasser gefüllt, gestanden hat. Bis auf einige Tropfen wird die Flüssigkeit weggelassen. Die Schüssel wird mit dem Fleisch- oder Fischstücken und der Garnitur ausgelegt, und der flüssige Apfels darüber gegossen. Nach dem völligen Erstarrten wird mit dem Messer rundum der Rand gelodert, und die Speise glatt ausgegürtet. Hält man die Form vor dem Umstürzen in heißes Wasser, so wird immer die äußerste Schicht etwas unansehnlich.

Das vorzeitige Abfallen der unteren Wedel bei unseren Zimmertannen (Araucaria excelsa) ist fast ausschließlich in unrichtigem Gießen begründet. Diese Edeltannen, wie überhaupt viele Koniferenarten, neigen nämlich zum „Ballentrocknen“. Man gieße daher nur nach Bedarf, aber dann auch gründlich. Einmal ballentrockene gewordene Pflanzen tauche man in einen Zuber mit Wasser, so lange, bis seine Luftbläschen mehr aufsteigen, damit sich der Ballen vollsaugen kann.

**Der Baumvolltrieb.**

In Lancashire, England, stehen 54 Millionen Spindeln still. Der damit ausgebreitete Baumwollkampf droht den Streik, der vor fünfzehn Jahren ausbrach, sowie die Zahl der Beteiligten in Betracht kommt, bei weitem zu übertreffen. Es sind bereits 120,000 Arbeiter ausgeschloffen. Die Unternehmer sind fest entschlossen, ihre Forderungen durchzusetzen. Sie weisen alle Vermittlungsvorschläge zurück. Sie sind der Ansicht, daß es für die Industrie nur vorthellhaft sein könnte, wenn die Fabriken vierzehn Tage ruhen, aber die Arbeiter erklären, sie würden nicht wieder an die Arbeit gehen, sobald es den Unternehmern dahste. Den letzten Streik hätten sie, obgleich sie über nicht mehr als 80000 Pfd. St. verfügten, prächtig abgesehen, während der Fonds heute die Höhe von einer Viertelmillion Pfd. St. erreicht habe und der Verband der Trade Unions zweifellos die Streikenden unterstützen werde. Die Arbeiter übersehen, wie das „Daily Chronicle“ bemerkt, daß sie nicht allein unter dem Streik zu leiden haben werden, sondern daß im ganzen eine Bevölkerung von 2½ Millionen Köpfen in Mitleidenschaft gezogen wird. Die Krepeltraumarbeiter, die den Streik heraufbeschworen haben, verfügen über die oben angegebene Summe. Der Verband der Spinner hat außerdem 500,000 Pfd. St. zur Verfügung, aber man berechnet, daß die beiden Vereine zusammen eine Streiksumme von wenigstens 30,000 Pfd. St. wäherentlich zu zahlen haben werden. Die Spinner zahlen ihren Mitgliebern eine Streiksumme von zwölf Schilling und sechs Pence pro Woche, während die Krepeltraumarbeiter nur acht Schilling zahlen. Die bisher hauptsächlich in Mitleidenschaft gezogenen Distrikte sind die von Manchester Oldham, Bolton, Rochdale, Stockport, Ashton, Bnde und andere Theile von South Lancashire.

Ein Veler erzählt der Berliner täglich Rundschau: Frage ich neulich einen Bauern: „Na, die Schweine werden wohl billig, die Gerte ist doch so gut.“ — „Ja“, sagt er, „Moggen so viel, Weeten good und ritlich, Hafer bett dannig schaff und Kartoffeln wie noch nie, proot as mir Aust un so müßlich, aberken — Zwentfleisch kann nicht billiger wern, wi hedden jo tern lütte Zwentkarrüffeln, Dree!“

Ein Zerschwert sagt: Die Frau ist die beste, von der man am wenigsten spricht. Für den Weltfrieden gilt das gleiche.

Die Wahrheit hat einen schweren Stand in einer Welt, die sich in tausend konventionellen Lügen bewegt.

Tehr lunge überlegen wie manchmal — ob wir uns ins Unabänderliche fügen sollen oder nicht!